

Bücher Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **23 (1943-1944)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bücher Rundschau

In memoriam Walther Burckhardt.

Der Tod Walther Burckhardts hatte neben seinen Freunden und Schülern und allen Juristen unseres Landes auch die Leser der „Monatshefte“ besonders schmerzlich berührt, hatte der Verstorbene doch vom ersten Jahrgang an an der Zeitschrift mitgearbeitet und ihr immer die Treue bewahrt. Sie begrüßen es daher, daß der Polygraphische Verlag Zürich, bei dem die letzten Werke Burckhardts erschienen waren, eine kleine Erinnerungsschrift herausgegeben hat („Walther Burckhardt 1871—1939“). Es sind darin die Ansprachen, die der damalige Rektor der Universität Bern, Professor Theo Guhl, und Bundesrichter E. Kirchhofer bei der Beisetzungsfeier gehalten hatten, wiedergegeben worden. Daran schließt sich ein Artikel „Professor Walther Burckhardt und die Rechtswissenschaft“ an, den Prof. A. Homberger im „Bund“ veröffentlicht hatte, und schließlich folgt eine Abhandlung „Über Walther Burckhardts wissenschaftliches Werk“ aus der Feder von Bundesrichter Hans Huber. Den Abschluß bildet ein von Dr. Helene Pfander zusammengestelltes Verzeichnis seiner Publikationen.

Wer die zwölf Seiten beanspruchende Liste der Veröffentlichungen durchgeht und sich dabei des Umfangs der erwähnten Werke erinnert, wird überwältigt von der Fülle und von der Mannigfaltigkeit der aus der Werkstatt Burckhardts hervorgegangenen Arbeiten. Es wurde nicht nur durch die sein Lebenswerk krönende „Einführung in die Rechtswissenschaft“ erwiesen, daß er in den verschiedensten Rechtsgebieten zu Hause war; auch unter den früheren Veröffentlichungen finden sich immer wieder Beiträge zu Fragen, die nicht seinem engern Lehr- und Forschungsgebiet angehörten, sowie zu Fragen, die über das Rechtswissenschaftliche hinausgriffen und in die Politik hinüberführten. Auch schenkte er seine Aufmerksamkeit den Studien- und Berufsfragen der Juristen. Der Buchbesprechungen, mit denen er die Rechtswissenschaft gefördert hat, sind so viele, daß nur die umfangreichsten in das Verzeichnis aufgenommen werden konnten. Diese Mannigfaltigkeit hat bei Burckhardt niemals zur Zersplitterung geführt. Alles bildet vielmehr zusammen gesehen eine großartige Einheit. Wie es zu dieser Einheit kommen konnte und wie auch seine äußere Tätigkeit trotz ihrer Vielgestaltigkeit ein einheitliches Ganzes bildete, das wird in schönster Weise klar an den in dieser Erinnerungsschrift wiedergegebenen Würdigungen seiner Lebensarbeit.

Die Rechtswissenschaft ist eine praktische Wissenschaft; der Rechtsgelehrte hat der juristischen Praxis zu dienen. Das hat Burckhardt immer wieder verkündet, und er hat dem praktischen Rechtsleben auf direktem Wege durch seinen Kommentar zur Bundesverfassung und durch eine sehr umfangreiche Gutachtertätigkeit unschätzbare Dienste geleistet. Dabei aber beruhte gerade bei ihm diese praktisch orientierte Tätigkeit auf einem besonders wohlausgebauten theoretischen Fundament. Er hatte sich auf rechtsphilosophischem Wege eine sichere Methode erarbeitet, die sich in allen Fragen erfolgreich anwenden ließ und die die Einheit seiner Lebensarbeit verbürgte. Seine allgemeine Rechtslehre aber, an der er zweifellos das ganze Leben hindurch gearbeitet hatte, die er aber erst relativ spät in größern Werken vortrug, war in doppelter Weise wiederum aufs engste mit der Praxis verknüpft. Einmal ist sie weitgehend eine Frucht seiner Tätigkeit im Dienste des praktischen Rechtslebens, und sodann hat Burckhardt bei der Darstellung seiner Lehren in ganz ungewohntem Maße auf das in der Praxis gewonnene Anschauungsmaterial verwiesen. Diese beiden Züge lassen übrigens unserm Empfinden nach seine großen theoretischen Werke als typisch schweizerische Beiträge zur Rechts- und Staatsphilosophie erscheinen. Die Umstände haben es mit sich gebracht, daß sie jenseits unserer Grenzen bisher noch nicht die Würdigung erfahren haben, die sie verdienen. Das aber wird sicherlich eines Tages noch nachgeholt werden.

Wie in solcher Weise Theorie und Praxis einander beeinflussten, so befruchteten sich bei ihm auch Lehrtätigkeit und Forschertätigkeit gegenseitig aufs glücklichste. Seine wohlfundierten und immer wieder erprobten Erkenntnisse mußten

seinem Lehren eine ungeheure Kraft verliehen haben. Seine Schüler standen völlig in seinem Banne und eigneten sich seine Methode an. Umgekehrt haben die Lehrverpflichtungen teilweise die Richtung seines wissenschaftlichen Forschens bestimmt. So wurde er namentlich zum Völkerrecht hingeführt, dem gegenüber er eine sehr markante Haltung einnahm, die ihrerseits wiederum mit seiner Anschauung vom Wesen des Rechts überhaupt zusammenhing. So veranlaßten ihn auch die einführnden Vorlesungen über Enzyklopädie des Rechts, die sich auf Methode und System des Rechts beziehende Forschung zu vertiefen.

Es waren auch sein Leben als Gelehrter und sein Leben als Mensch innigst miteinander verknüpft. Wer so das ganze Leben hindurch sich aufopfernder Arbeit im Dienste der Erkenntnis hingibt, in dem muß ein Gefühl ethischer Verpflichtung, der Wahrheit zu dienen, lebendig sein, das seinen ganzen Charakter wird prägen müssen. Und umgekehrt muß in einem solchen Leben das Ethos der Wahrheit auf den Menschen zurückstrahlen und sein Wesen und seine Haltung bis in alle Einzelheiten hinein entscheidend bestimmen. Davon legen denn auch jene Zeugnisse ab, die ihm in seinem Leben nahestehen durften.

H a n s R e f.

Über die Gewalt.

Benjamin Constant: Über die Gewalt. Aus dem Französischen übertragen und herausgegeben von Hans Zbinden. Verlag Herbert Lang & Cie., Bern 1942.

In der glänzend geschriebenen Einleitung zu seiner deutschen Übersetzung von Benjamin Constants im Herbst 1813 veröffentlichten Schrift „de l'esprit de conquête et de l'usurpation“ zeichnet Hans Zbinden mit knappen Strichen das Bild des berühmten Waadtländers. Er nennt ihn den Begründer des Liberalismus, der mit bewundernswerter Klarheit und Überzeugungstreue, bald mit ironischer Schärfe, bald in leidenschaftlicher Hingabe, immer aber mit Vornehmheit, Maß und mit wahrer Unabhängigkeit der Sache der Freiheit diene und in diesem Kampfe das Arsenal schmiedete, das auf Generationen hinaus dem Freiheitsringen die Waffen, dem Aufbau des liberalen Staates die Werkzeuge geliefert habe. Er zeigt, wie Constant, entscheidend beeinflusst von den Damen de Charrière, de Staël und Récamier, als überzeugter Republikaner die französische Monarchie bekämpfte, entsetzt über die Untaten der Revolutionschrecken sich der Regierung des Direktoriums zuwandte und dann, der trügerischen Illusion erlegen, der Usurpator werde nach Elba durch die erlittenen Schicksalsschläge bekehrt, den Weg zur Ordnung und Freiheit finden, sich von ihm zum Staatsrat ernennen ließ und in dieser Stellung eine Verfassung entwarf, die Thiers als die weiseste und liberalste aller Verfassungen Frankreichs seit 80 Jahren nannte. Zbinden erklärt, Constant, den Talleyrand als den größten Publizisten Europas bezeichnete, habe nur eine Liebe: die Freiheit, nur einen Feind: die Willkür, gekannt und darum den Kampf gegen alle Formen der Gewalt und Unterdrückung, auch gegen jene, die im Namen der Freiheit geschehe, geführt, verbunden mit dem Bemühen um die Förderung organischer Entwicklung, überzeugt, daß eine Freiheitsordnung nur von Bestand sein könne, wenn sie sich auf eine in Tradition und Geist fest verankerte Führungshierarchie stütze und dem Übergewicht der Masse die lebendige schöpferische Kraft der Einzelpersonlichkeit entgegenstellen könne. Er habe nach dem Vorbild der englischen Verfassung die Neutralität der Krone, die Verantwortlichkeit der Minister, das Zweikammersystem, Pressefreiheit, Religions- und Erziehungsfreiheit gefordert.

Es entbehrt nicht einer gewissen Pikanterie, wenn Constant das Verlesen geschriebener Reden im Parlament verbot. Seine Begründung dürfte auch heute noch zutreffen: „Wer seine Gedanken nicht genügend beherrscht, soll sie schriftlich den Abgeordneten vorlegen; wenn die Redner lesen, was sie vorher aufgeschrieben haben, so ist das keine Diskussion, sondern ein Auswalzen; sie hören nicht mehr zu, denn was sie hören, soll ihr Konzept ja nicht verändern; sie warten bis der andere fertig ist und sie an seine Stelle treten können. Das macht jede Diskussion unmöglich; jeder wiederholt schon widerlegte Einwände, läßt weg, was er nicht vorhergesehen hatte, was seine bereits fertige Rede stören könnte. Die Redner folgen, sie begegnen sich nicht. Wenn sie sich widerlegen, geschieht es aus Zufall.“

Constant war ein erklärter Feind des Zentralismus und jeder Art von Gleichmacherei. Je lebendiger seine örtlichen politischen und geistigen Zellen seien, umso widerstandsfähiger erweise sich der Staat. Seine letzte, wenige Wochen vor dem am 8. Dezember 1830 erfolgten Tode gehaltene Rede galt der Pressefreiheit.

Im Rahmen einer Buchanzeige ist es nicht möglich, im Einzelnen auf den reichen Gehalt der Schrift einzutreten. Obwohl es schwer fällt, der Versuchung zu widerstehen, die zahlreichen Stellen, die sich durch eine geradezu verblüffende unmittelbare Anwendbarkeit auf die politischen Erfahrungen unserer Zeit auszeichnen, wörtlich wiederzugeben. Ich muß mich darauf beschränken, nur die wenigen nachstehenden Äußerungen Constants zu zitieren, unter Verzicht auf kommentierende Bemerkungen.

„Eine Regierung, die heute ein europäisches Volk zu Krieg und Eroberung drängen wollte, beginge einen verhängnisvollen Anachronismus.“

„Unter dem Vorwand weitschauender Vorsicht griffe diese Regierung (die um des Handels willen Krieg entfacht) die friedlichsten Nachbarn an, indem sie behauptet, vorgefaßten Angriffsplänen zuvorzukommen.“

„Die Güte der Gesetze ist weit weniger wichtig als der Geist, in welchem ein Volk sich den eigenen Gesetzen fügt und ihnen gehorcht.“

„Mannigfaltigkeit bedeutet Organisierung, Gleichförmigkeit Mechanisierung. Mannigfaltigkeit ist Leben, Gleichförmigkeit ist Tod.“

„Die natürliche Ordnung der Dinge rächt sich an der ihr zugefügten Verletzung und je heftiger die Unterdrückung, desto schrecklicher der Rückstoß.“

„Der Name der Schweiz erinnert an fünf Jahrhunderte häuslichen Glücks und öffentlicher Rechtschaffenheit. Der Name Hollands umschreibt drei Jahrhunderte tätigen Daseins, gesunden Menschenverstandes, erfüllt von Treue und gewissenhafter Ehrlichkeit.“

„Man hat viel über die müßiggängerischen Könige geeifert. Gott gebe uns lieber ihren Müßiggang zurück als die Tätigkeit eines Usurpators.“

„Der Usurpator muß stets an der Spitze seiner Prätorianer stehen. Könnten sie ihn nicht vergöttern, würden sie ihn verachten.“

„Von allen politischen Geißeln die furchtbarste ist eine Versammlung, die nur das Werkzeug eines einzigen Mannes ist.“

„Der Despotismus ersticht die Pressefreiheit; die angemessene Gewalt macht sich zum Gespött. Wenn die Pressefreiheit ganz unterdrückt ist, so schlummert die öffentliche Meinung, aber nichts führt sie irre.“

„Willkür ist für das sittliche Leben was die Pest für das körperliche Dasein.“

„Wenn ich die Geschichte befrage, sehe ich, daß alle Regierungen, die sich mit dem Despotismus einließen, sich einen Abgrund gruben, in den sie zuletzt immer hinein stürzten.“

„Solange wie die englische Freiheit vermochte sich kein despotischer Staat in voller Kraft zu halten.“

„Der Despotismus lebt von der Hand in den Mund; mit Beilieben über Schuldige und Unschuldige herfallend, vor seinen Spießgesellen zitternd, die er umschmeichelt und bereichert, hält er sich durch Willkür, bis diese, von einem andern an sich gerissen, ihn selbst durch die Hand seiner Helfershelfer stürzt.“

„Aber die öffentliche Meinung läßt sich nicht ersticken; das Blut strömt, aber sie taucht daraus empor, erneuert ihren Angriff und siegt.“

„Niemals entsagt ein Volk wahrer Freiheit.“

Diese Sätze sprechen für den Gegenwartswert des übersetzten Buches, und es hat sich der Übersetzer durch dessen Erneuerung und die von ihm verfaßte Einführung in hohem Maße verdient gemacht.

Eugen Curti.

Militärische Neuersehungen.

Dr. G. A. Farner: Grundriß der schweizerischen Wehrpsychologie. Verlag Gropengießer, Zürich 1943.

Wenn ich junge Offiziere frage, welche Seite ihrer militärischen Aufgabe sie am meisten interessieren und welche sie am meisten lieben, so erhalte ich von der überwiegenden Mehrheit immer wieder die Antwort, es sei die seelische Seite

der Soldatenerziehung und -ausbildung. Ich hoffe, es bleibe so. Auch die technischen Fragen laufen letzten Endes auf seelische Probleme der Führung und Haltung des Einzelnen hinaus. Damit ist für jede wehrpsychologische Studie eine Grenze gesetzt. Sie hüte sich davor, jene Dinge, welche dem natürlichen Empfinden des Soldaten klar und selbstverständlich sind, durch wissenschaftliche Form zu komplizieren. Verkennt sie diese Grenze, so stiftet sie mehr Schaden, als sie nützt. Auf der andern Seite aber ist eine Studie des Interesses sicher, wenn sie dem Soldatenerzieher hilft, über Schwierigkeiten hinwegzukommen oder Zusammenhänge tiefer zu erfassen, als sie der praktische Dienst in Erscheinung treten läßt. Es sei vorweggenommen: Die vorliegende Schrift ist der erstgenannten Gefahr nicht erlegen. Die zweitgenannte Mission erfüllt sie in klarer Weise. Der Verfasser bietet dem Offizier Vieles.

Er schreibt nicht eine Wehrpsychologie in abstracto, sondern eine schweizerische Wehrpsychologie. Es ist für ihn klar, daß unsere völkerrechtliche Stellung als neutraler Staat, dessen Armee nur zum Verteidigungskrieg eingesetzt wird, das ethische Problem des Wehrgeistes auf die einfachste Weise lösen kann. Es ist an sich schon gelöst: Notstand und Notwehr geben die Basis, die vor jedem Einwand unerschütterlich bleibt. Wehrpflicht, Wehrrecht und Wehrstolz sind damit ebenso soldatische, wie menschliche Belange des schweizerischen Staatsbürgers und Soldaten.

Das Ziel der Wehrpsychologie ist die Hebung der Schlagkraft unserer Armee, soweit sie mit psychologischen Mitteln zu erreichen ist. Drei Erlebnisgebiete des Soldaten sind zu erforschen: Wehr- und Kampfbewußtsein, die Kampfführung in ihren psychologischen Zusammenhängen und das soldatische Gemeinschaftserlebnis.

Für den Soldatenerzieher hat sich je und je die Aufgabe gestellt, Ungeeignete auszuschalten, vor allem aber zum Soldaten Geeignete in ihrem soldatischen Wesen — das bis zu einem gewissen Grad angeboren sein muß — zu heben. In der schweren Aufgabe der Führerauslese kommt Bedeutung und Umfang dieser Aufgabe am deutlichsten zum Ausdruck. Soldatischer und charakterlicher Wert decken sich völlig. Wer anders sieht, geht einen falschen Weg und wird früher oder später versagen, in sich selbst oder in den Produkten seiner Erziehung. Farnet folgt diesem Gedanken, wenn er etwa sagt:

„Zur militärischen Führerrolle muß man irgendwie geboren sein. Nur sekundär spielt die Erziehung und Schulung mit. Wer nicht einen geeigneten Fundus an charakterlichen und intellektuellen Vorzügen mitzubringen hat, wird nie ein wirklich geeigneter Führer werden. Viele führerische Disziplinen können und müssen gelernt werden. Ohne vorhandene Grundsubstanz aber wird aus einem nur auf das Lernen angewiesenen Führerzögling nie ein wirklicher Führer werden. Wahres Führertum ist nicht nur Sache des Kopfes. Es erfordert die ganze Persönlichkeit und zwar eine möglichst vielseitig entwicklungsfähige. Die Feststellung der vorhandenen, psychologisch erfassbaren intellektuellen und charakterlichen Grundsubstanz ist die schwierige, aber bedeutame Aufgabe der wehrpsychologischen Führerauslese.“

„Der schweizerische Wehrmann bringt wohl seine bürgerliche Psyche, seine bürgerliche Mentalität in den Militärdienst mit. Aber man weiß auch, welche grundlegende innere Umstellungen wir alle vollziehen müssen, wenn wir aus den zivilen, bürgerlichen Pflichten hinüberwechseln müssen, in die soldatischen Pflichten. Es gibt bekanntlich einen sehr üblen Sinn, vom Bürger im Wehrkleid zu sprechen. Es ist jedem, der auch nur einen Funken Instinkt für das effektiv Soldatische besitzt, bewußt genug, daß es sich jeweils um etwas ganz anderes handelt, als um die Vertauschung des bürgerlichen mit dem soldatischen Kleid. Während wir in unserm zivilen Leben mit größtem Vorteil sehr viele Funktionen unseres soldatischen Daseins anwenden können, happert es umgekehrt mit der Anwendbarkeit zivilistisch-bürgerlicher Tugenden im Wehrdienst schon eher.“

Als Soldaten müssen wir einen zweiten Menschen in uns mobilisieren, der weitgehend anders zu fühlen, zu denken und zu handeln hat als der Bürger im Zivilrock. Dieser inneren Wandlung hat der Wehrpsychologe gerecht zu werden, und es wäre daher vollkommen verkehrt, wenn man ihn nötigen wollte, seine zivilen Arbeitsmethoden unverändert auf die militärischen Gegenstände anzuwenden. Dies müßte zu groben Fehlschlägen und Verstößen gegen die eigentliche Aufgabe der

Wehrpsychologie führen. Die innere Wandlung, die jeder einzelne — und damit selbstverständlich auch der Wehrpsychologe — vollzieht, wenn er den bürgerlichen Schweizer mit dem soldatischen Schweizer vertauscht, darf vor den wissenschaftlichen Methoden der Wehrpsychologie nicht haltmachen, wenn überhaupt mit Recht von einer Wehrpsychologie und nicht nur von der Anwendung von Psychologie beim Militär gesprochen werden soll.“

Diese Proben zeigen, daß der Verfasser das Wesentliche nicht vergißt: daß der soldatische Wert als seelische Grundsubstanz zu erfassen ist. Damit ist er bestrebt, den Gefahren, welche der „Psychotechnik“ innewohnen können — nicht müssen — zu entgehen. Die Analyse und Erfassung, wie sie uns Jarner bietet, bedeutet Vertiefung unserer erzieherischen Aufgabe.

Johannes Ulrich: Das Kriegswesen im Wandel der Zeiten. 2. Auflage. Köhler und Amelang Verlag, Leipzig 1942.

Das Buch hatte ursprünglich die Aufgabe, die jüngsten Ergebnisse der kriegswissenschaftlichen Forschung, vor allem seit den heute noch grundlegenden, in manchen Teilen aber überholten Werken von Hans Delbrück „Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte“, einem breitem Publikum in allgemein faßlicher Form zugänglich zu machen. Die neue Auflage ist erweitert durch die Beigabe eines Literaturverzeichnisses, das manchen wertvollen Hinweis enthält.

Auch die neue Auflage beschränkt sich auf das grundsätzliche Verhältnis von Staats- und Kriegsgeschichte. Sie führt damit auf die tiefsten Zusammenhänge, welche die Form und Stellung eines Heeres in der Staatsorganisation berühren. Das militärische und staatsrechtliche Interesse an dem Band ist damit dargetan. Inhalt und praktische Handlichkeit verdienen, daß das Buch besonders empfohlen wird.

Krieg und Frieden. Sprachgut der Schweiz. Abteilung A, Heft 12. Eugen Kentsch Verlag, Erlenbach-Zürich 1943.

In der obgenannten Sammlung hat Fritz Ernst Texte ausgewählt, in denen die obersten Maximen schweizerischer Staatspolitik zum Ausdruck kommen: Friedenswahrung und Kriegsbereitschaft im Falle eines Angriffs auf unser Staatsgebiet. Nach diesen Gesichtspunkten ist die Sammlung zunächst inhaltlich bestimmt. Was die zeitliche Verteilung der Texte anbetrifft, so kommt mit Rücksicht auf den besonderen Zweck der Publikation und die spezifischen Eigenschaften unserer Literatur im wesentlichen nur das 19. und 20. Jahrhundert in Betracht. Daß hauptsächlich der Historiker das Wort führt, ist im vorliegenden Zusammenhang natürlich. Es sprechen aber auch der Schriftsteller, der Jurist und der Berufsoffizier.

Karl Brunner.

Col. Divisionnaire E. du Pasquier: „Commendement, culture et caractère“. Polygraphischer Verlag, Zürich 1943.

Ein Vortrag von Herrn Oberstdivisionär Du Pasquier vor der Studentenschaft der E. T. H., erschienen in den Kultur- und staatswissenschaftlichen Schriften der E. T. H.

Der Verfasser setzt sich für ein Gleichgewicht von Kultur und Charakter als Eigenschaften des Feldherrn ein. Seine Gedanken entsprechen guter schweizerischer Tradition und wurzeln im allgemein militärischen geistigen Gut der Geschichte. So wirken sie sympathisch, ohne einen leisen Zweifel zu beheben: ob sie nicht teilweise einer vergangenen Epoche angehören. — Der Krieg der verbrannten Erde, der rücksichtslosen, wenn auch militärisch verbrämten Bombardierung der Zivilbevölkerung, (die Methoden sind hier lediglich als Tatsachen vermerkt), scheint weitgehend auch andere Eigenschaften zu fordern. Dschingis Khan paßt nicht in den Vortrag Herrn Oberstdivisionär Du Pasquiers. Uns scheint er wahrhaft moderne Bedeutung zu haben.

Colonel Louis Couchepin: „Le réduit national“. Pages Suisses. Kundig, Genève.

Die Schrift wurde zur Aufklärung des Publikums über den Gedanken der Verteidigung des Reduits verfaßt. — Für den Soldaten ist der Kampf bis zum Ende eine Selbstverständlichkeit. Mag er noch so schwer zu tragen sein; in jünger

ster Vergangenheit haben Generalfeldmarschall Paulus und seine Armee erneut bewiesen, daß der Tapfere ihn führen kann. Ob dazu ein réduit notwendig ist?

Der Leser wird die Stärken und Schwächen der Schrift rasch erkennen. Uns scheint es überflüssig und mit gewissen Gefahren verbunden, militärische Notwendigkeiten einem breiten Publikum begründen zu wollen. Sie sind immer Folgen einer ganz konkreten Lage und haben weder einen an sich allgemein gültigen Wert noch längeren Bestand als eben ihre Ursachen. Soldat und Publikum müssen lernen, sie als zeitbedingte Tatsachen hinzunehmen. Sonst läuft man Gefahr, bei veränderten Verhältnissen und dementsprechenden Maßnahmen erst recht auf Unverständnis zu stoßen.

G. Z ü b l i n.

Das Buch vom Schweizer Soldaten. Herausgegeben von G. H. Heer und W. A. Classen. Scientia-Verlag, Zürich 1942.

Unter der Mitwirkung von Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten ist hier ein Buch geschaffen worden, das in sachlichen, erlebnishaften und spannenden Schilderungen interessante Ausschnitte aus den verschiedenen Waffengattungen und Hilfsdienstorganisationen bringt. Seit beinahe vier Jahren steht der Schweizer Soldat wieder im Aktivdienst. Er erfüllt in Hitze und Kälte, in Regen und Schneetreiben die ernste Pflicht der Landesverteidigung und ist bereit, für die Heimat im Falle der Not sein Leben hinzugeben. Und mögen die persönlichen Sorgen des Bürgers, des Familienvaters und des Berufsmannes sich geltend machen, so bleiben sie doch dem Gesamtwohl des Landes untergeordnet. Der Aktivdienst ist nicht nur eine strenge Schule der Pflicht, er ist auch ein Lehrmeister der Freude. Denn er zeigt dem Soldaten die Heimat, den neutralen, unantastbaren Kleinstaat der Eidgenossen, von einer Seite und in einer Beleuchtung, von der aus und in der gesehen sie ihm zum höchsten Gute wird. In der Armee, die den demokratischen Gedanken auf die reinste Art verwirklicht, spürt der Wehrmann eine Kraft und Bereitschaft, von der er selber ein Teil ist und die in der Stunde der Gefahr über ihn und sein Eigentum den Schild erheben wird. Er weiß sich einbezogen in den straffen, großen Verband, der entschlossen und in der Lage ist, jedem noch so starken Angreifer ein Heer ebenbürtiger Kämpfer entgegenzustellen. Die Unterwerfung unter eine straffe Disziplin und die peinliche Erfüllung militärischer Forderungen formen seinen Willen und Charakter und verleihen ihm eine Selbstsicherheit, die seiner Fahne würdig ist.

Das Buch vom Schweizer Soldaten gewährt tiefe Einblicke in die Seele des Wehrmannes, in seine Pflichterfüllung und Arbeit. Es vermittelt vermehrte Kenntnisse der verschiedenen Waffen und fördert das Verständnis für die Truppen und ihre Aufgaben. Wer das Buch aufmerksam liest, lernt auch technische Dinge des Soldatenhandwerks kennen und verstehen. Er hört das Wissenswerteste über Flieger, Tank, Artillerie, über Sappeure, Infanterie und leichte Truppen; er vernimmt Wesentliches über Kriegshunde und Briestauben und erlebt mit den Gebirgssoldaten das Schöne und Harte ihres Dienstes. Erwähnt sei, daß auch das stille, segensreiche Wirken des F. H. D. und des Schülerhilfsdienstes berücksichtigt ist. Über diese wertvollen sachlichen Orientierungen hinaus haben es sich fast alle Verfasser angelegen sein lassen, das Lob der Soldatenkameradschaft anzustimmen und, was dem Buche seinen kulturellen Wert verleiht, das innere Wesen des schweizerischen Wehrmanns zu zeichnen, gewissermaßen seinen geistigen Standort festzulegen. Namhafte Autoren sichern dem Werke Niveau und literarische Qualitäten.

Es ist ein Sammelbuch, eine militärische Anthologie im besten Sinne des Wortes, vielseitig und doch prachtvoll geschlossen. Es ist ein packendes Bekenntnis zum Schweizervolk und zu seiner Armee, das den Leser Leid und Freud des Soldatentums miterleben läßt. Die beiden Herausgeber haben sich mit ihrer Idee und Initiative ein hohes Verdienst erworben. Seiner flotten Haltung und Gesinnung wegen wird das Buch lange über die jetzige Kriegszeit hinaus bedeutsam bleiben. Denn durch alle Beiträge zieht sich wie ein roter Faden die unverbrüchliche Liebe und Treue zur Heimat, die wir bis zum Abklingen der letzten Gefahr dankbar beschützen wollen.

Otto Z i n n i k e r.

Bücher über italienische Kunst.

Von den mir in letzter Zeit zugekommenen Büchern über italienische Kunst sei zunächst eine interessante, mit guten Illustrationen versehene Monographie über die berühmte **Maximianskathedra in Ravenna** genannt, die **G. B. Morath**, einen Schüler Professor Sauer's in Freiburg i. B. zum Verfasser hat; sie ist im Verlag von **Herder & Co. G. m. B. H. in Freiburg im Breisgau** 1940 erschienen. Heute, in unserer Zeit der Nüchternheit und Sachlichkeit, mag es zwar vielleicht etwas unzeitgemäß scheinen, über einen Bischofsstuhl von solch verschwenderischem Luxus zu schreiben; aber in der Geschichte der altchristlichen Kunst nimmt dieser Thron doch einen Ehrenplatz ein, und vor allem, wenn wir uns ein Bild über die Entwicklung der frühchristlichen Plastik machen wollen, können wir an ihm nicht vorübergehen, ohne nach seiner Entstehungszeit und seiner Herkunft zu fragen. Sein Schmuck besteht aus lauter Elfenbeinreliefs: vorne sehen wir den Täufer mit den vier Evangelisten, an den Seiten in verschiedenen Feldern die Geschichte Josefs, am Rücken Szenen aus der Geschichte Jesu und Mariä; von besonderer Schönheit sind die Ornamentfriese, auf denen sich in herrlichen Ranken die vielen Tiere der frühchristlichen Symbolik herumtummeln. Eine ganze Reihe Tafeln sind leider im Verlauf der Jahrhunderte verloren gegangen, doch genügt das Vorhandene, uns ein klares Bild über den Stil des sich hier äußernden Kunstschaffens zu vermitteln.

Schon seit jeher war nun unter den Fachleuten das Rätselraten über die Herkunft dieses einzigartigen Throns an der Tagesordnung. Denn nur die Zeit der Entstehung kurz vor der Mitte des VI. Jahrhunderts ist durch das Stiftermonogramm des Bischofs und späteren Erzbischofs Maximianus von Ravenna festgestellt; über den Ort der Entstehung aber gehen die Ansichten noch weit auseinander. Morath denkt nun an Byzanz, doch konnte er mich mit seinen Ausführungen nicht recht überzeugen; ich möchte weit eher Alexandrien vorschlagen. Denn die Elfenbeinschnitzerei erfreute sich kaum wo anders einer solchen Beliebtheit wie gerade dort, und wir wissen, daß die große Hafenstadt Aegyptens den Export solcher Arbeiten nach allen Richtungen der Windrose im größten Maßstab betrieb. Sodann ist uns auch bekannt, daß Maximian in Alexandrien gewesen ist, und zudem weisen der Inhalt (Josefsgeichten) und der Stil Anklänge an andere ägyptische Arbeiten der damaligen Zeit auf.

In eine etwas spätere Zeit führt uns ein 1941 bei **Diederichs in Jena** erschienenenes stattliches Buch: „**Die Kunst der Langobarden in Italien**“ von **Emerich Schaffran**. Der in dieser Arbeit behandelte Stoff dürfte auch in der Schweiz Interesse erwecken, denn wenn auch der Herrschaftsbereich der Langobarden sich zwischen 568 und 774 vor allem über das nördliche Italien erstreckte, so hat der langobardische Ornamentstil mit seinem bekannten mehrfalzigen Bandwerk sich doch weit über die politischen Grenzen der Langobarden hinaus bis in die Schweiz und nach Dalmatien usw. hin verbreitet. Und außerdem darf man ja sagen, daß viele Motive der langobardischen Zierkunst als Elemente der romanischen Ornamentik noch bis ins XIII. Jahrhundert hinein in Geltung blieben.

Den Hauptwert des vorliegenden Buches sehe ich nun in der sorgfältigen Untersuchung des vorhandenen Denkmälerbestandes und in der Nachprüfung des bisher Geleisteten. Wenn damit auch sicher nicht das letzte Wort gesprochen ist und noch zahlreiche zu lösende Probleme übrig bleiben, so rundet sich doch das gesicherte, hier zusammengetragene Material zu einem recht eindrucksvollen Gesamtbilde dieses langobardischen Kunstschaffens. Denn an den verschiedensten Orten Oberitaliens haben die Langobarden ihre Spuren hinterlassen; besonders Fragmente reich ornamentierter Kleinarchitekturen sind noch zahlreich vorhanden, und aus manchem Bau lassen sich unter späteren Überarbeitungen auch noch architektonische Reste jener Zeit heraus Schälen. Verona und Umgebung sowie Cividale im Friaul sind die Hauptzentren der Forschung, aber langobardische Denkmäler sind auch noch in der Lombardei (Asti, Brescia, Mailand zc.) und in Mittelitalien (Spoleto) vielfach nachzuweisen.

Nicht sehr glücklich scheinen mir dagegen die Ausführungen Schaffrans über die Provenienz der langobardischen Kunstformen. So ist der germanische Beitrag doch entschieden zu stark betont — obgleich auch ich genau weiß, daß wir das Fort-

leben prähistorischer Elemente in den späteren europäischen Kunstkreisen früher vielfach unterschätzt haben. Vor allem aber scheint der Verfasser über die überaus starken spätantiken Anregungen, die auf die Kunst der Langobarden einwirkten, etwas unklare Vorstellungen zu haben. Er hat zwar vollständig Recht, wenn er annimmt, daß im Frühmittelalter die Antike den Langobarden vor allem durch das Fortleben ihrer Elemente in der frühchristlichen Kunst bekannt wurde. Wenn er aber hierbei in erster Linie an den Einfluß von Byzanz denkt, so ist das doch recht einseitig; denn die frühchristliche Kunst des semitischen Vorderasien hat auf die Kunst der jungen Germanenvölker und somit auch auf die der Langobarden — sogar in Cividale! — besonders starke Einwirkungen ausgeübt. Und wenn der Verfasser, um nur ein zufälliges herausgegriffenes Beispiel zu nennen, sogar S. Lorenzo in Mailand einen ravennatisch-byzantinischen Bau nennt, so ist das doch wirklich unrichtig! Denn von der ursprünglichen Ornamentik dieses Baus ist ja wirklich nichts mehr vorhanden, aus dem man byzantinisch-ravennatischen Charakter ablesen könnte; Grundriß und Struktur aber haben ihre nächsten Parallelen in den Hinterländern von Antiochia.

Bemerkt sei noch, daß die Schaffran'sche Arbeit sehr gut illustriert ist; außer einer Reihe Textabbildungen sind dem Band 61 Tafeln beigegeben, auf denen wir die wichtigsten im Text behandelten Denkmäler in guten Autotypien abgebildet vorfinden.

Ein Werk von seltener Abgeklärtheit und innerer Reife ist das im **Holbein-Verlag in Basel** 1941 erschienene Buch über „**Leben und Meinungen des Florentiner Bildners Lorenzo Ghiberti**“ von **Julius von Schlosser**. Wenn man den großen, vornehm ausgestatteten Band zur Hand nimmt und durchblättert, so fällt einem als erstes das reiche Bildermaterial auf; auf gegen hundert Tafeln sind in technisch vorzüglicher Wiedergabe alle Werke des großen Frührenaissanceplastikers, darunter eine ganze Reihe noch nie publizierter Einzelheiten wiedergegeben; dann wirft man einen Blick in den Text, in dem man eine der üblichen Künstler-Monographien erwartet; aber da erlebt man eine Überraschung. Statt einer pedantisch chronologischen Charakterisierung des Entwicklungsgangs eines Künstlerlebens unternimmt der Verfasser den eigenartigen Versuch, gleichsam von verschiedenen Seiten von außen her in das Zentrum dieser Künstlerpersönlichkeit vorzustoßen. Und merkwürdig: obgleich es sich um verschiedenartige, teilweise schon früher an verschiedenen Stellen veröffentlichte Aufsätze handelt, zeigt es sich, daß sie alle denselben Zwecken dienen. Oft nur von Einzelheiten ausgehend, dringen sie alle von einer bestimmten Seite her zum Wesen des Menschlichen Ghiberti vor und obgleich nie pedantische Versuche gemacht werden, die kunstgeschichtliche Stellung von Ghibertis Werken haargenau zu umreißen, verdichtet sich vor uns das Wesen des Künstlers und seiner Umwelt wie ganz von selbst zu einem immer eindrucklicheren und greifbareren Bilde. Außerlich gliedert sich das Buch in verschiedene Abschnitte; im ersten, „Chronik eines altflorentinischen Bürgerlebens“ dient das vor uns ausbreitete biographische und geschichtliche Material dazu, uns die historische Stellung Ghibertis als Renaissance-mensch klar zu machen; denn obgleich er der neuen Zeit das Beste der vergangenen Jahrhunderte dargebracht hat, gehört er trotzdem in seiner geistigen Haltung durchaus der neuen Zeit an. Besonders aufschlußreich scheint mir dann der zweite Abschnitt, „Lorenzo Ghibertis Künstlerwesen“, in dem vom Nachruhm Ghibertis die Rede ist; wir hören da, wie sich die späteren Generationen zu dieser im Gegensatz zu manchen andern Künstlern so klar faßbaren Persönlichkeit einstellten. Mit einer wirklich unerreichten Materialkenntnis spricht dann der Verfasser im folgenden Abschnitt über einen echten Renaissancezug Ghibertis, nämlich seine Liebhaberei für Werke der Antike; im hierauf folgenden Kapitel tritt uns dann der Künstler als „Schriftsteller und Historiker“ entgegen. Seine nur in einer Abschrift erhaltenen „Kommentarien“ sind ja eine der wertvollsten Quellen für unsere Kenntnis des Kunstbetriebs der damaligen Zeit und außerdem enthalten sie ja auch noch eine Selbstbiographie, „die erste, die wir überhaupt in literarischer Form von einem Künstler besitzen“. Der Wert des Buches wird dann noch durch zwei schöne Beigaben erhöht, die uns die Persönlichkeit Julius v. Schlossers nahebringen; so lesen wir am Beginn eine sehr persönlich gehaltene und ausführliche Widmung an Benedetto Croce, und am Schluß hat P. Hahnloser, der Schlosser sehr nahestand, einen eingehenden und warm gehal-

tenen Nachruf auf den Verfasser beigelegt, in dem er uns gewisse geistige Zusammenhänge ahnen läßt, die zwischen der Persönlichkeit v. Schloßers, dem Menschlichen Ghiberti und dessen Werken bestehen. J. v. Schloßer hat ja das Erscheinen seines Werks, das eigentlich seinen 70. Geburtstag feiern sollte, nicht mehr erlebt. Mit besonderer Freude möchte ich noch hervorheben, daß es hier ein Schweizer Verlag war, der uns einen der bedeutendsten Künstler unseres südlichen Nachbarlandes in einer so schönen und ganz einzigartigen Publikation näherbrachte.

Nach diesen drei wissenschaftlichen Werken sei nun noch ein Buch empfohlen, das sich an weitere Kreise der historisch Gebildeten wendet. Kürzlich hat nämlich **Rafimír Edschmid** seinen drei Italienbüchern ein — diesmal sehr umfangreiches, über 500 Seiten umfassendes — viertes folgen lassen, das unter dem Titel „**Hirten, Helden und Jahrtausende**“ 1941 im **Societäts-Verlag in Frankfurt am Main** erschienen ist. Der Titel ist ja nicht schlecht gewählt; sind doch in Italien „für die ganze europäische Weltliteratur die großen Muster der Hirten- und Bauerndichtung gewachsen“ (Voßler) und an Helden und Jahrtausende ist in Italien wahrhaftig auch kein Mangel. Wie in den drei vorhergehenden Bänden, so wird uns nun auch hier eine Unmenge Stoff aus den Gebieten der Kunstgeschichte, der Geschichte und der Landschaftskunde in einer ungezwungenen und sehr unterhaltamen, aber durchaus unsentimentalen und sachlichen Form dargeboten. Man muß ohne weiteres anerkennen, daß der Verfasser, besonders in der Geschichte, recht umfangreiche Kenntnisse besitzt und oft bis in alle Einzelheiten eingedrungen ist; daher ist er auch immer wieder in der Lage, historische Vorgänge, Persönlichkeiten und ganze Epochen durch charakteristische Anekdoten lebendiger zu gestalten. Mag sein, daß der strenge Wissenschaftler vielleicht diese oder jene Pointierung etwas einseitig findet; das hindert aber nicht, daß solche, auf wirklich gutem Niveau stehende feuilletonistische Darstellungen auf weitere Kreise historisch Interessierter äußerst anregend wirken und sie fortwährend zu selbständigem eigenem Denken anregen können.

Die verschiedensten Gegenden Italiens kommen nun in diesem Buche an die Reihe; der Verfasser beginnt mit den Inseln des neapolitanischen Golfs, vornehmlich Ischia und Capri, wobei wir über diese weltbekannten Eilande auch viel Unbekanntes erfahren. Dann führt er uns über den neapolitanischen Apennin in die noch viel zu wenig bekannten, weiten und historisch so bedeutsamen Ebenen Apuliens, in denen uns vor allem Erinnerungen an die Normannen und Staufer entgegentreten. Ein Kapitel ist Fahrten zwischen den Abruzzen und Umbrien, eines dem antiken Reise-Kaiser Hadrian, ein weiteres Brescia und den an diese Stadt sich knüpfenden historischen Erinnerungen gewidmet; dann durchstreifen wir mit dem Verfasser die Gegend von Viterbo mit ihren zahlreichen Etruskergräbern, schönen Landrücken und alten Ortschaften. Den Abschluß des Buches bilden vier Kapitel über die unitalienischste Stadt Italiens, deren historische Erinnerungen und Denkmäler eigentlich den meisten noch viel zu wenig bekannt sind: nämlich Mailand. Aus dem Mittelalter, aber auch aus neueren Zeiten, z. B. aus der Geschichte der Scala weiß uns Edschmid manches zu erzählen; schade, daß er die Ausgrabungen von S. Lorenzo noch nicht kannte, denn da wird einem klar, daß das Zeitalter des hl. Ambrosius vielleicht die einzige Epoche war, in der das alte Mediolanum wirklich universale Bedeutung besaß. So fahren wir mit Edschmid immer im Zickzack durch die italienische Halbinsel; aber gerade bei diesem ungezwungenen Herausgreifen dieser und jener Stadt oder Landschaft wird einem der unvergleichliche Reichtum dieses an kulturellen Schätzen reichsten Landes der Welt so recht offenbar.

S. G u e r.

Katharina die Zweite.

Katharina die Zweite von **Otto Hoesch** im Jahre 1940 bei **Kochler & Amelang** in **Leipzig** neu erschienen, ist ein Werk, das der Verfasser vor 32 Jahren für die „Cambridge Modern History“ auf englisch verfaßt hat. Jedem Biographen Katharinas ist der Aufsatz aus besagtem englischen 12bändigen Sammelwerk bekannt, und da scheint es nun erstaunlich, wenn der Verfasser in der neuen Vorrede erwähnt, er habe keine durchgreifende Neubearbeitung vorgenommen.

„Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen . . .“, so auch die Verfasser historischer Werke. Der englische Aufsatz und das vorliegende Werk sind kaum noch als das gleiche zu erkennen. Bemerkenswert ist auch, daß der Verfasser „für den

Wunsch näheren Eindringens in den Gegenstand“ Quellen angibt, die bis auf wenige einem Zeitpunkt entstammen, der um Jahre später liegt, als die erste Fassung der Arbeit über die große Zarin.

Die Meinung des Verfassers über Katharina hat sich wesentlich gebessert; er betont auf der ersten Seite seines Buches, daß „das Bild der Kaiserin von . . . schlechtbeglaubigten Zügen befreit ist“, an späterer Stelle aber werden die alten böshafter Bemerkungen über die Kaiserin — ja mehr als böshafter — wiederholt, die fast ein Jahrhundert lang von Biographie zu Biographie fast wörtlich gleich weiterwanderten.

Der Verfasser führt als Quelle die „lettres d'amour de Cathérine II à Potemkine“ an; er hat sie offensichtlich auch gelesen, das heißt, die Worte, wie sie gedruckt dastehen, aber zwischen den Zeilen hat er nicht gelesen; Briefe längst Verstorbener zu lesen, ist eine Kunst für sich; es braucht liebevolle, aufnahmebereite Versenkung, dann spricht die Intuition, und der Leser erfährt Dinge und Zusammenhänge, die dem flüchtigen und von vornherein kritischen Betrachter nicht aufgehen können.

Hoepfich schreibt ausgezeichnet, klar, geistreich, bestimmt, er beherrscht sein Thema, aber ihm fehlt die Liebe zur Hauptperson. Nun kann ein Historiker gewiß nicht jede Persönlichkeit, die er beschreiben muß, lieben, aber er sollte Ehrfurcht vor den großen Gestalten der Weltgeschichte haben, denn so bedeutend ein Historiker und Schriftsteller auch sein mag, er reicht doch nicht an die Großen der Weltgeschichte heran, deshalb sollte er darauf verzichten, oberflächlich-abfällige Bemerkungen hinzuwerfen, unziemliche Urteile zu fällen und damit dem unkritischen Leser ein verkleinertes Bild der großen Persönlichkeit zu vermitteln.

Denn die Menschen, die Weltgeschichte machten, sind Erzieher der Allgemeinheit; auch sie haben Fehler, aber die Tatsache, daß sie Entscheidendes und Vortriebendes erreicht haben, beweist, daß sie eine innere Größe besaßen, eine Kraft dem Schicksal gegenüber, es zu tragen und es zu meistern, die kleineren Menschen ein Vorbild und eine Hilfe sein können.

Aus diesem Gefühle heraus muß der bagatellisierende, oft abschätzende, ja spöttische Ton im Werke Hoepfich's den Leser, der bewundern möchte, mit Bedauern erfüllen, und doch ist das Werk eine gute, komplette Darstellung von Katharinas Leben und Wirken, aber es kann nur „orientieren“, nicht „begeistern“; Katharina von Rußland aber war eine im wahrsten Sinne des Wortes „begeisterte“ Persönlichkeit, wie zahllose ihrer Zeitgenossen es bestätigt haben.

M a r y L a v a t e r = S l o m a n.

Eine Simon Gfeller-Gedenknummer.

Redaktion: Dr. phil. G. Schmid, Freiburg. Herausgeber: Schwyzerlüt-Verlag, Fryburg. Das Heft war als Sondernummer der „Schwyzerlüt, Zyttschrift für üßi schwyzerische Mundarte“ bei Anlaß und als Ehrengabe zu Simon Gfellers 75. Geburtstag am 8. April 1943 gedacht und erscheint nun gewissermaßen als erster ausführlicher Nekrolog, nachdem Gfeller genau drei Monate zuvor, am 8. Januar in Lüzelslüh beerdigt worden war. Da aber am ursprünglichen Plan nichts geändert wurde, handelt es sich doch nicht um einen Nekrolog, sondern um die erste umfassendere Würdigung des Lebens und schriftstellerischen Wirkens des emmenthalischen Dichters und Schulmeisters auf der Egg bei Lüzelslüh. Aber auch „Würdigung“ dürfte nicht ganz der richtige Ausdruck sein für die Absicht des Herausgebers, da eine solche auf eine kritische Behandlung des Stoffes schließen ließe, während die vorliegende Gedenknummer einfach nur Lob spenden will, weil an der Bahre dieses liebenswürdigsten, vollstümlichsten und warmherzigsten Berner Schriftstellers das Lob die selbstverständlichste und spontanste Regung darstellt, die der großen Lesergemeinde des Verstorbenen als aufrichtigstes Dankgefühl vom Herzen strömt. Daher wird das Heft allen denjenigen aus dem Herzen sprechen, die sich zu dieser Lesergemeinde zählen. Sie finden darin schön geordnet und sorgfältig ausgewählt alles das, was sie selber auch schon von Simon Gfeller gewußt, gelesen oder über ihn gedacht und empfunden hatten. Das Büchlein atmet eine ungemein lebendige Gegenwartsnähe des Dichters und seiner Umwelt, die in Wort, Bild und sogar Melodie zum Leser spricht. Ein Bilderbuch Bernischer Eigenart,

gruppiert um die Gestalt eines ihrer besten Söhne, weshalb ihm eine große Verbreitung zu wünschen ist.

Der Inhalt läßt sich in drei Teile gruppieren. Zuerst melden sich einige Freunde und literarische Kollegen zum Wort, um ihre Beziehungen zu Gfeller zu dokumentieren. Josef Reinhart, der sieben Jahre Jüngere, aber 1908, als er Gfeller erstmals besuchte, bereits durch mehrere Publikationen Bekannte und Anerkannte, munterte den erst mit 39 Jahren an sein Erstlingswerk „Heimisbach“ (1910) herantretenden Eggschulmeister zur literarischen Produktion auf. Emil Balmer und Karl Grunder berichten ebenfalls über froh verlebte Stunden im Hause des Dichters, während Hans Zulliger ihm in warmen Worten für seine väterlich aufmunternden Ratschläge auf dem gemeinsamen Fachgebiet den Dank abstattet. Dann folgt die von Karl Ueß zu Gfellers 70. Geburtstag ins Radio gesprochene Festrede, die in Gfeller gewissermaßen den Vater eines Bauernkulturprogrammes sieht, an dessen Verwirklichung erst noch heranzutreten wäre, nachdem sich die Überreste einer solchen in die Museen und Herrenhäuser verflüchtigt haben. Alle diese Zeugnisse sind berndeutsch vorgetragen, und sogar Professor G. Bohnenblust bedient sich dessen, um seine Erinnerungen an einen Vorleseabend Gfellers im Genfer Athénée zu erzählen.

Aber Gfellers Schriftdeutsch, das er ebenso gut beherrschte wie das Berndeutsch, ist in diesem Büchlein leider nicht zur Darstellung gelangt, was man als einen Mangel empfinden muß, denn es wird dadurch der Eindruck erweckt, als ob der Dichter nur in Mundart geschrieben hätte. Es wäre z. B. zweckmäßiger gewesen, den Aufsatz „Aus meinem Leben“ (in Nr. 7 der Zeitschrift „Wir jungen Bauern“ von 1935) in der originalen schriftdeutschen Fassung (gekürzt) wiederzugeben, als ihn berndeutsch umzudichten. Ich glaube auch nicht, daß Gfeller an dieser Umdichtung besondere Freude gehabt hätte; sicherlich nicht am Titel: Us mym Läben! Oder hat der Setzer dieses „n“ auf dem Gewissen?

Damit sind wir schon im zweiten Teil angelangt, welcher Proben aus Gfellers Schriften bringt. Es entspricht durchaus dem Charakter des Heftes, wenn diese Proben vorwiegend nach dem Gesichtspunkt autobiographischer Darstellung ausgewählt wurden, also z. B. aus „Drätti, Müetti u der Chlyn“, „Meieschöpfli“, „Seminarzyt“.

Da es sich aber bereits schon um Leseproben aus seinen Werken handelt, begreift man nicht ohne weiteres die nun folgende Überschrift: „Us de Wärf vom Simon Gfeller“, welche den dritten Teil einleitet. Die aufgeführten Stücke aus „Heimisbach“, „Em Hag no“, „Megggrund“, „Der Abgott“, „Eichbuehlerfch“ und „Landbärner“ enthalten nur inhaltlich, nicht aber formell etwas Neues. Gfeller spricht darin nicht mehr von sich und seinen Angehörigen, sondern tritt als Gestalter fremder Schicksale auf. Es hätte sich daher gelohnt, diesen Teil mit einer literarischen Einleitung zu versehen. Das sind indessen nur unwesentliche, mehr organisatorische oder Schönheitsfehler, die dem sonst so gelungenen Büchlein keinen wesentlichen Abbruch tun, ganz besonders nicht, weil es dann abgeschlossen wird mit einer Anzahl Mundartgedichte, die den Volksphilosophen und den innigen Lyriker („Am Bejstang“) im günstigsten Lichte erscheinen lassen.

Was die reiche Bebilderung betrifft, darf gesagt werden, daß sie den literarischen Inhalt der Schrift auf das glücklichste ergänzt, d. h. alle wesentlichen Stationen eindrücklich macht, welche sowohl die Person des Dichters in mehreren Altersstufen, wie auch die mit ihm in fruchtbarer Beziehung stehenden Ortlichkeiten betreffen. Auch hübsche Handzeichnungen sowie zwei Originalmelodien zu eigenen Volksliedtexten und eine Handschriftprobe gehören dazu.

Dem Redaktor Dr. G. Schmid ist für diesen hübschen Beitrag zur Eröffnung der jetzt zu erwartenden Gfeller-Literatur aufs wärmste zu danken.

U d o l f S c h a e r = R i s.

Ein Bündner Lyriker.

Martin Schmid: Bergland. Neue Gedichte 1938—1942. Verlag Dprecht, Zürich 1943.

Man sage nicht, das Gedicht habe in unserer Zeit keine Bedeutung mehr. Im Gegenteil, es ist zeitlos wie kein anderes Sprachgebilde, es widersteht der Veralkung mehr als jede Prosa. Und es gibt auch in diesen Tagen noch Kreise

von Kennern und Verehrern der Poesie des Liedes. Aber eine psychologische und literaturgeschichtliche Merkwürdigkeit wird es bleiben, daß aller kunstpädagogischen Schulung zum Trotz das Wissen um das echte Gedicht in der großen Lesergemeinde der Gebildeten weithin verschüttet ist, daß man sich irgendwelchen Ersatz anpreisen läßt, daß man Wollen für Können und blendende, gescheite Mache für empfundene Schöpfung nimmt.

Jenseits der rätslichen Grenzen kennt man wohl nur in den Kreisen der Lehrerschaft den Namen des Bündner Seminardirektors Martin Schmid als den eines Lyrikers. Und doch hatte schon sein dichterischer Erstling („Stille Wege“, erschienen 1923) eine ausgesprochene lyrische Begabung und ein ungewöhnliches Naturgefühl bekundet. Inzwischen sind diesem ersten weitere gehaltvolle Lyrikbände gefolgt, der letzte im vergangenen Winter. Sein Titel „Bergland“ ist Thema und Grenzziehung der hervorstechenden Motive. Aber was gäbe es Herrlicheres zu besingen als seine heimatliche Gebirgswelt, die poetisch zu verklären, seinem klassischen Vorgänger F. G. von Salis-Seewis noch versagt war.

Martin Schmid aber weiß die Schönheit und heroische Größe der Berge, weiß ihre Bewohner, Mensch und Tier, ihre wilden Wasser und schweren Wetter zu malen. Und er ist seiner Kraft und Kunst so sicher, daß er selbst eine Bahnfahrt (freilich ist es schon mehr ein Bahnflug durchs wild-romantische Plessjurtal) zum klingenden Gedichte formt:

Station.

Kein Mensch steigt ein und keiner aus,
Es schläft die Station.
Samtschwarz Gebälk im Mittagsglanz,
Nelkenverhängt mit Spruch und Kranz --
Jetzt knackt der Bügel schon!
Verhängt von Kapuzinerlaub
Ein staubig Zifferglas,
Der Zeiger rückt, die Glocke hallt,
Das Echo lacht im Höhenwald --
Wie wunderbar klingt das!
Der Wagen schwebt am Draht davon.
Weiß kaum, wie mir geschieht:
Die Grille geigt, die Hummel summt,
Der Wagen kurbt, brummt leise ... brummt ...
Und alles wird zum Lied!

Wie er seine Berglandschaft, „die verschneiten Abendtriften“, „ein Wölklein Schnee“, die „Morgensluh“, um nur einige wenige für alle seine Naturbilder zu nennen, in beschwingte lyrische Form zu fangen versteht, erweist: Graubünden hat einen Dichter, einen Kunder der Herrlichkeit der Hochlandswelt.

Er steht aber auch dem Volk seiner Heimat nahe. Dafür zeugen Stücke wie das trostige „Bergbauern“ — ein bezeichnendes Bild aus dem Volksleben — oder das reizende Jdyll

Der Pfarrer.

Öffn' ich meine Kammerstiegen
Heiter-froher Morgenluft,
Schau den Pfarrherrn hinter Eiben,
(Drin die Finklein Kurzweil treiben)
Ich im Garten, schön gestuft.
Schwer steigt er die Tritte nieder,
In dem Psalter still beglückt
Blätternb; in dem Lied der Lieder
Prüft das ewge Wort er wieder,
Das dem Tag ihn leis entrückt.
Mag im Dorf die Esse glühen,
Hammer dröhnen fort und fort,
Er geht durch die morgenfrühen
Lilien, die dem Tag erblühen,
Diener an des Herren Wort.

Sie belegen des Dichters geschultes Können auf dem Gebiete der Milieuschilderung.

Doch auch auf seinem „inneren Weg“ folgen wir ihm mit Anteilnahme und mit Bewunderung seiner liedmäßigen Gestaltung geistiger Erlebnisse, die in der innigen Klage der „Sehnsucht“ reinen Ausdruck gefunden hat. Er weicht den seelischen Erschütterungen der Gegenwart nicht aus. Er schreibt eine „Ballade dieser Tage“, die vornehme Gesäßtheit widerspiegelt, und er bannt unser aller Leid in wehmuthdurchzitterte, aber künstlerisch gestraffte Elegien. Diese dichterischen Bekenntnisse eines tief mitleidenden Geistes werden bleiben über unsere Zeit hinaus als ein edles Zeugnis der inneren Bedrängnis, in die uns Neutrals das passive Erleben des Gigantenkampfes dieser Jahre gebracht. Und gerade diese Gedichte Martin Schmidts sind berufen, seinen Namen in weite Kreise zu tragen.

A. B.

Bücher von Mumenthaler.

Mumenthaler, Max: Hans und die Laute. Illustrationen von Alfr. Koella. Verlag Hallwag, Bern 1942.

Man wandelt in Eichendorffschen Geilden in dieser reizvollen Novelle. Schmerz und Lust finden ihr Echo in der Landschaft. Ein einsames Stromufer, ein schwankendes Moor, ein gastfreundliches Bahnwärterhäuschen und an Stelle eines Eichendorffschen Schlosses ein weherumstandener Gutshof passen sich der Seelenlage des Träumers an, der von der schönen Unbekannten am goldnen Liebesfaden aus Vagantenferien voll Irrungen und Wirrungen ins bürgerliche Glück geleitet wird. Die Erzählung duftet herb-süß wie eine blühende Sommerwiese, die im Morgentau zur Andacht vor dem Leben stimmt, mag auch auf ihrem Grund der Kampf der Kreaturen ausgefochten werden. Die zarten, bedeutungsvollen Federzeichnungen Alfred Koellas und die eingestreuten Lautenlieder im Volkston untermalen die Erzählung, die überraschend einen Satiriker von der empfindsam-romantischen Seite enthüllt.

Helene Meyer.

Mumenthaler: Kamerad an meiner Seite. Soldatenlieder und Gedichte aus dem Aktivdienst. Weltwoche-Verlag, Zürich 1941.

Mumenthaler „überreicht seinen Freunden einen Strauß wildgewachsener Soldatenlieder“, wie er selbst im Vorwort erklärt. Es ist ihm aber auch trefflich gelungen, in seinen 32 Gedichten und Liedern das ganze Tagwerk des Soldaten einzufangen. Wir erleben die Mühsal und die Sorgen der Wehrmänner, wir spüren aber auch die männliche Härte und das daraus wachsende Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein. Ob die Soldaten nun marschieren, graben oder wachen, ob sie fröhlich oder wehmütig sind, ob sie spassen, trinken oder gelegentlich auch einmal kräftig fluchen, oder ob sie gar auf der Wacht von Braten und Bett träumen, überall schimmert der blanke Humor und die köstliche Lebensfreude hindurch. Mit erfreulicher Frische weiß Mumenthaler in der manchmal polsternden Soldatensprache die Denkart der Wehrmänner zu schildern. So bejingt er die Freude an der Heimat, die Treue dem Vaterland und den Kameraden gegenüber; aber auch die Liebe und der Tod finden beredten Ausdruck.

Einige seiner Lieder sind in träsem Schweizerdeutsch geschrieben. H. Laubi bereicherte das schmale Bändchen mit schmucken Zeichnungen. Am meisten spricht für den Band, daß mehr als zwei Drittel aller Gedichte von zum Teil namhaften Komponisten vertont worden sind, eine ganze Reihe sogar mehrmals. Dies beweist, daß Mumenthaler den Weg zum Herzen des Wehrmannes gefunden hat. Es ist sehr erfreulich, nun eine ganze Reihe dieser Lieder in einem Bande vereinigt zu besitzen.

Der Band kann jedem, der selbst schon im Soldatenrock an der Grenze stand, wärmstens empfohlen werden.

B. Waldner.

Ein Beitrag zur Warenumsatzsteuer.

Dr. Hans Herold: Kommentar zur eidgenössischen Warenumsatzsteuer. Verlag für Recht und Gesellschaft A. G., Basel 1941.

Als am 1. Oktober 1941 die eidgenössische Warenumsatzsteuer in Wirkung trat, hungerte die Geschäftswelt geradezu nach einem Kommentar über die bisher unbekannte Materie. Die eidgenössische Steuerverwaltung gab zwar eine „Wegeleitung für die Steuerpflichtigen“ heraus, doch konnte diese, weil kurz gefaßt, nur auf die allerwichtigsten Probleme eintreten. Mit unerwarteter Promptheit erschienen dann schon in den ersten Tagen des Oktober gleich zwei Kommentare, der eine von Dr. jur. und rer. pol. Paul Hagenbach, Sekretär der Zürcher Handelskammer, und der andere, hier zu besprechende, von P.-D. Dr. jur. Hans Herold, Sekretär des Vororts des Schweizerischen Handels- und Industrievereins. Beiden Verfassern wurde diese ungewohnt rasche Arbeit möglich, weil sie in starkem Maße an den Vorarbeiten für die Steuer beteiligt gewesen waren. Dieser Umstand mußte naturgemäß auch dem Inhalt zugute kommen. Es sei hier noch beigelegt, daß der Kommentar Herold in der Übersetzung von Eugène R u ß b a u m, Sekretär der Genfer Handelskammer, im gleichen Verlag auch in französischer Sprache erschienen ist.

Der Leser wird vom Rezensenten vor allem wissen wollen, was in dem Kommentar zu finden ist. — In einem Vorwort erläutert der Verfasser seine Absicht: Ein Handbuch für die Praxis zu schreiben, weshalb er sich bemühte, vorwiegend jene Probleme eingehend zur Darstellung zu bringen, die sich dem Steuerzahler und der Verwaltung am ehesten stellen. Dabei zog er es, auch auf das Risiko hin, daß die Steuerbehörden einer andern Auffassung folgen würden, vor, jeweils eine bestimmte Meinung zu äußern und nicht nur Für und Wider zu erörtern. Diese Art der Darstellung ist als fruchtbar zu bezeichnen, da sie viel mehr auf die Praxis ausgerichtet ist und die Konsequenzen klarer zutage treten. Im weiteren enthält der Kommentar eine Einleitung mit den Kapiteln „Geschichtliches“, „Die Umsatzsteuer im Ausland“, „Grundzüge einer Umsatzsteuer“ und „Die schweizerische Umsatzsteuer“. Die Darstellung ist gedrängt, aber klar, und insbesondere tritt die Eigenart der schweizerischen Umsatzbesteuerung, die eine Großlistensteuer ist und auch eine an der Grenze erhobene Abgabe kennt, plastisch hervor. Dies ist deshalb wichtig, weil der Überblick über das Funktionieren unbedingt zum Verständnis gehört und auch für die Auslegung der Einzelfragen von Bedeutung ist. Den Hauptteil des Kommentars stellt aber der nun folgende und Artikel für Artikel besprochene Gesetzestext dar. Des weiteren ist noch enthalten die Verfügung No. 1 des eidg. Volkswirtschaftsdepartements (Tarif der Steuer auf der Wareneinfuhr), die Verfügung No. 2 (die Freiliste der Großhandelswaren, auf welchen die Umsatzsteuer auf der Einfuhr nicht erhoben wird), die Verfügung No. 3 (Liste der Waren, auf denen der niedrigere Steuerfuß von 2½ Prozent Anwendung findet), die Liste No. 4 (Steuer auf dem Umsatz von Bier und Tabakprodukten) und die — inzwischen überholte — Verfügung No. 11 des eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartementes über die Überwälzung der Warenumsatzsteuer. Eine kurze Wegeleitung für die Anpassung der Buchhaltung an die Umsatzsteuer, ein Sachregister und ein Literaturverzeichnis vervollständigen den Kommentar, der geeignet ist, dem Leser ein übersichtliches Bild der Steuer zu geben und auf viele praktische Fragen Auskunft gibt.

Wie weit sich die Praxis der Steuerbehörden die Auffassungen zu eigen macht, die Dr. Herold vertritt, muß sich allerdings noch zeigen. Die Steuerverwaltung geht, so viel sich bis jetzt konstatieren läßt, offenbar z. B. von einem engeren Begriff des Werkstoffes aus. Es sei hier aber klargestellt, daß die Auslegung, die die Steuerverwaltung den Gesetzesbestimmungen gibt, bis heute auch nur ihre Meinung darstellt. Den definitiven Entscheid in Auslegungsfragen haben, sofern sie angerufen werden, die Rekursinstanzen.

Wer den Kommentar Herold — oder den Kommentar Hagenbach — anschafft, darf sich allerdings nicht der Meinung hingeben, er verfüge nun über ein Rezeptbuch für alle Zukunft. Die Besteuerung des Umsatzes ist eine komplexe Angelegenheit, die den Erlaß vieler erläuternder oder ergänzender Beschlüsse und Verfügungen notwendig macht. Einen der seitherig ergangenen Beschlüsse hat

Dr. Herold noch in einem separaten Nachtrag behandelt: Den Bundesratsbeschuß vom 26. September 1941 über die Besteuerung der Warenvorräte von Detaillisten. Weiter sind seither noch ergangen die Mitteilung No. 1 der eidg. Steuerverwaltung vom 2. Dezember 1941 über den Begriff des Werkstoffes und die Mitteilung No. 2 derselben Instanz vom 30. Dezember 1941 über die Berechnung der Warenumsatzsteuer im Baugewerbe, die Verfügung No. 11a des eidg. Volkswirtschaftsdepartements vom 1. Dezember 1941 betr. die Überwälzung der Warenumsatzsteuer, die die Verfügung No. 11 ablöste, und der Bundesratsbeschuß vom 16. Januar 1942, durch den Butter und Käse definitiv unter die umsatzsteuerfreien Waren aufgenommen wurden. Die nur der Einführung der Steuer gewidmeten Erlasse können wir hier übergehen. Wohl aber sei beigelegt, daß die Entwicklung weiter gehen wird. Wer tatsächlich informiert bleiben will, muß sie anhand allfälliger weiterer Beschlüsse, Verfügungen und Erläuterungen wie auch der Steuerpraxis genau verfolgen. Die Umsatzbesteuerung ist eben keine einfache Sache. Beim Studium wird aber der Kommentar Herold stets als wertvolles Fundament dienen können. E. G.

NB. Seit Niederschrift der vorstehenden Rezension sind von Dr. Herold bereits mehrere Lieferungen der „Praxis des Umsatzsteuerrechts“ erschienen, die den Kommentar fortsetzen und die neuen Erlasse behandeln.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

- Bänziger, Hans:** Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf. Versuch einer Gegenüberstellung. Haupt, Bern 1943. 123 Seiten, Fr. 5.50.
- Boissier, Léopold:** Regards vers la paix. Editions de la Baconnière, Boudry-Neuchâtel 1943. 115 Seiten, Fr. 3.75.
- Broad, Lewis:** Winston Churchill. Ein politisches Lebensbild. Übertragung aus dem Englischen. Europa-Verlag, Zürich 1943. 396 Seiten, Fr. 10.—.
- Brupbacher, Fritz:** Seelenhygiene für gesunde Heiden. Dprecht, Zürich 1943. 215 Seiten, Fr. 5.50.
- Bud, Pearl S.:** Für heut und alle Zeit. Scientia Verlag, Zürich 1942. 383 Seiten, Fr. 12.50.
- Burckhardt, Max:** Johann Jakob Bachofen und die Politik. Schwabe, Basel 1942. 23 Seiten, Fr. 1.80.
- Couchepin, Louis:** Das Reduit. Wie unsere Armee die Schweiz verteidigt. Deutsch von Fritz Hummler. Schweizer Spiegel Verlag, Zürich 1943. 39 Seiten, Fr. 1.50.
- Deutsche Liebesbriefe.** Eine Auswahl aus zwei Jahrhunderten. Herausgegeben von Gertrud Grote. Tauchnitz, Leipzig 1942. 368 Seiten.
- Durant, Will:** Die großen Denker. Mit Geleitworten von Ernst Howald und Hans Driesch. Deutsch von Andreas Hecht. 6. Auflage. Drell Füßli, Zürich 1943. 530 Seiten und 61 Abbildungen, Fr. 15.—.
- Gellinger, Max:** Der vergessene Garten. Gedichte. Francke, Bern 1943. 111 Seiten, Fr. 3.80.
- Gotthelf, Jeremias:** Schatzkästlein des Neuen Berner Kalenders. Atlantis Verlag, Zürich 1943. 586 Seiten, Fr. 9.60.
- Grisebach, E.:** Jacob Burckhardt als Denker. Haupt, Bern 1943. 344 Seiten, Fr. 15.—.
- Guyer, Paul:** Verfassungszustände der Stadt Zürich im 16., 17. und 18. Jahrhundert unter der Einwirkung der sozialen Umschichtung der Bevölkerung. Schultheß, Zürich 1943. 170 Seiten.

(Fortsetzung siehe 3. Umschlagseite.)

Verantwortliche Leitung: Dr. Jann von Sprecher, Zürich, Postfach Fraumünster, Tel. 4 46 26. Verlag und Versand: Zürich 2, Stöckerstraße 64. Druck: U.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 2, Stöckerstraße 64. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.